

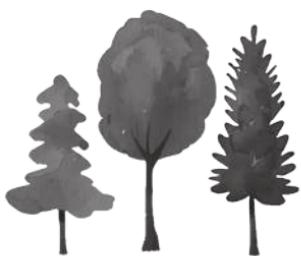


ALJOSCHA LONG
RONALD SCHWEPPÉ

Die Hütte in der Mitte des Waldes

Vier Einsichten und was
wirklich zählt im Leben

GU



Inhalt

Prolog	4
Die Fahrt in die Berge	6
Die Abkürzung	13
Verloren im Wald	27
Der Holzfäller	38
Das Kind	58
Zweifel und Verzweiflung	64
Der stumme Wanderer	73
Die Hütte in der Mitte des Waldes	86
Frau Jumma	91
Die Einbahntür	98
Die Tür der Ängste	103
Die Tür des Mitgefühls	121
Die Tür der Verbundenheit	135
Die Tür der Zeit	146
Abschied	152
Ankunft	156

Prolog



Der Schatten der Berge schleicht sich ins Tal zurück und lässt die Sonne den Bergwald streicheln. Immer tiefer sinkt das Licht und flutet das Tal.

Die Vögel erwarten den Tag schon lange und beginnen mit dem Morgenkonzert, noch bevor die ersten Strahlen der Sonne den Wald berühren. Auch auf der Wiese, vor dem Waldrand, erklingt die Morgenmusik der Grillen und Heuschrecken. Im Hintergrund summen die ersten Bienen, Wespen, Libellen und Mücken.

Tief aus dem Wald dringen leise, ferne, geheimnisvolle Waldgeräusche; vielleicht das Fallen eines Zapfens, das Rascheln kleiner Tiere im Unterholz, vielleicht sogar das Fallen eines morschen Stammes, der nach jahrelangem Warten endlich dem Drang in die Tiefe nachgibt. Und unter allem leise das Rauschen der Morgenbrise im Geäst, sich streichelnde und reibende Nadeln und Blätter. Jedes Streicheln und Reiben für sich unhör-

bar, doch die abermillionenfache Unhörbarkeit leihst allen eine Stimme, leise, doch alles durchdringend.

Und nun, aus der Tiefe kommend, immer häufiger das Knacken eines zertretenen Astes. Dieses Geräusch nähert sich dem Waldrand. Und dann tritt aus dem Wald ein Mensch, in zerrissener Kleidung, etwas wirrem Haar und mit stoppeligem Bart. Seine Augen strahlen. Mit einem Lächeln auf den Lippen tritt er aus dem Wald hinaus auf die sonnengetränkten Wiese.



Verloren im Wald



In welche Richtung ich auch blickte: Bäume, Berge, blauer Himmel. Ich hatte etwas anderes erwartet. Wo waren die Zeichen der Zivilisation? Müsste ich nicht zumindest in der Ferne den Chiemsee erkennen können? Oder irgendwo eine Kirchturmspitze? Ich versuchte, mich zu orientieren, doch je länger ich ungläubig in die Landschaft starrte, desto fremder erschien sie mir und desto verwirrter wurde ich. War das so eine Art optische Täuschung? So musste es sein. Die fernen Hügel erzeugten die Illusion, dass sich der Wald endlos erstreckte. Die Alpen schienen höher und majestätischer, als ich sie jemals gesehen hatte, und hatten etwas Beängstigendes. Ein unheimliches Gefühl beschlich mich, denn das alles wirkte, als ob ich weitab jeder Zivilisation wäre.

Ich zwang mich zur Ruhe und konzentrierte mich auf die Details meiner Umgebung. Mein Blick wanderte über die Baumkronen. Fichten, Tannen

und andere Nadelbäume. Aber auch viele Laubbäume. Und nicht einen davon hätte ich benennen können. Ich begann mich ein wenig für meine Unwissenheit zu schämen, wo ich mich doch immer für so schlau gehalten hatte ...

Zwischen den Stämmen wuchsen Farne und Moose in verschiedenen Grüntönen. Ein Raubvogel kreiste hoch oben am Himmel. Ich atmete tief durch und spürte, wie die frische Bergluft meine Lungen füllte. Wann hatte ich jemals so frische Luft geatmet? Ich glaube, nie. Und wie oft hatte ich mir die Zeit genommen, einfach nur die Natur wahrzunehmen? Etwa ebenso lang.

Nach einer Weile kam ich wieder auf den Boden der Tatsachen zurück. Ich spürte meine innerliche Unruhe. Frische Luft im Wald, Natur – ja, alles schön und gut. Aber ich musste jetzt endlich einen Weg zurück finden – zurück zu meinem Auto, zurück in die Zivilisation, zurück in mein gewohntes Leben. Als ich versuchte, meine Route nachzuvollziehen, wurde mir klar, dass das unmöglich war.

Wohin ich auch blickte: Die Landschaft sah in jeder Richtung gleich aus. Es gab keinen erkennbaren Pfad. Mit einem Anflug von Panik wurde mir bewusst, dass ich die Orientierung verloren hatte. Komplett. Und dann tauchte ganz unvermittelt noch ein anderer Gedanke auf: Nicht nur hier in der Wildnis, sondern auch in meinem Leben hatte ich den Weg verloren zwischen all den Erfolgen und Zielen, die ich verfolgt hatte.

Frustriert setzte ich mich auf einen umgestürzten Baumstamm und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Während ich so dasaß, bemerkte ich plötzlich die vielen kleinen Lebewesen um mich herum. Ameisen marschierten in einer ordentlichen Reihe über den Waldboden. Eine Spinne

»Ich schaffe das!«, sagte ich laut zu mir, als müsste ich mich selbst davon überzeugen. »Dafür muss man ja kein Alpinist sein. Es ist der kürzeste Weg – aber eben nur etwas für Mutige.« Und mutig war ich doch, oder? Zumindest redete ich mir das ein, während ich den Abstieg zum Gebirgsbach in Angriff nahm.

Der erste Teil des Abstiegs war relativ einfach. Der Boden war fest, und ich fand gute Tritte. Aber je näher ich dem Bach kam, desto steiler und rutschiger wurde es. Meine teuren Oxford-Schuhe, die Büroflure gewohnt und nicht fürs Freiklettern gemacht waren, fanden kaum Halt auf dem losen Geröll.

Etwa auf halber Strecke zum Bach verlor ich das Gleichgewicht und rutschte ab. Mein Herz setzte für einen Moment aus. In letzter Sekunde gelang es mir gerade noch, mich an einem Baumstumpf festzuhalten. Keuchend blieb ich stehen, mein Puls raste. Das war knapp gewesen. Zu knapp. Für einen Moment überlegte ich umzukehren. Der vernünftige Teil meines Gehirns schrie mich förmlich an, dass das hier vollkommener Wahnsinn war. Aber mein Stolz war stärker. Ich konnte jetzt nicht aufgeben. Dafür war es zu spät.

Vorsichtiger als zuvor setzte ich meinen Weg fort. Der Bach kam näher, sein Rauschen wurde lauter. Als ich schließlich erschöpft am Ufer ankam, wurde mir klar, dass ich die Situation von oben vollkommen falsch eingeschätzt hatte.

Besonders breit war der Bach zwar nicht, die Strömung dafür aber umso stärker. Das Wasser war bedeutend reißender und wilder, als es von oben ausgesehen hatte. Und die Steine, die ich für eine einfache Überquerung gehalten hatte, waren glitschig und lagen weit auseinander.

Ich stand am Ufer und starrte fassungslos auf das schäumende Wasser. Der Schweiß rann mir den Rücken hinunter, und das nicht nur wegen der körperlichen Anstrengung. Angst kroch in mir hoch, kalt und lähmend. Was, wenn ich ausrutschte? Was, wenn die Strömung mich mitriss?

»Das schaffst du schon«, ermahnte ich mich wieder laut, aber ich war nicht sehr überzeugt. Im Gegensatz zum rauschenden Wasser klang meine Stimme in meinen Ohren dünn und zittrig. Andererseits hatte ich jetzt keine Wahl mehr. Zurück konnte ich nicht, also musste ich wohl oder übel vorwärts.

Mit pochendem Herzen wagte ich den ersten Schritt. Der Stein war glatt und rutschig unter meinem Fuß. Ich schwankte, fand aber mein Gleichgewicht wieder. Okay, das war nicht so schlimm gewesen. Ich konnte das. Mein Puls schnellte in die Höhe, während ich vorsichtig von Stein zu Stein balancierte. Das Wasser gurgelte und schäumte um meine Füße herum. Ein falscher Tritt und ich würde mitgerissen werden.

Auf halbem Weg passierte es dann. Ich setzte meinen Fuß auf einen Stein, der kleiner als die anderen war. Er gab unter meinem Gewicht nach. Rollte weg. Ich verlor das Gleichgewicht. Meine Arme ruderten wild in der Luft. Für einen schrecklichen Moment sah ich mich schon hilflos im Wildwasser treiben. Doch irgendwie, durch reines Glück oder vielleicht einen Adrenalinschub, schaffte ich es gerade noch, mich auf dem nächsten Stein wieder abzufangen.

Keuchend und zitternd stand ich da, mitten im reißenden Bach. Das Wasser umspülte meine Beine, durchnässte meine Hose. Mein Herz hämmerte so laut, dass es das Rauschen des Wassers fast übertönte.

Das Kind



Ich weiß nicht, wie lange ich so daliege, als ich plötzlich Schritte höre. Die Nacht um mich herum ist verstummt, nur das leise Rauschen der Blätter im Wind und das gelegentliche Knacken eines Astes durchbrechen die Stille. Zuerst denke ich, ich hätte mir die Schritte nur eingebildet – ein Produkt meiner erschöpften, schmerzgeplagten Fantasie. Doch dann höre ich sie wieder: leise, vorsichtige Schritte, die sich langsam nähern.

Mein Herz beginnt zu rasen. Endlich! Rettung naht! Ich will mich bemerkbar machen, will rufen, schreien, mich bewegen – doch von einer Sekunde zur nächsten versagt mein Körper. Wie aus dem Nichts bin ich wie gelähmt – gefangen im eigenen Fleisch. Ich verstehe nicht, was hier mit mir geschieht. Panik steigt in mir auf, kriecht meine Kehle hoch und droht, mich zu ersticken. Was, wenn sie mich nicht sehen? Was, wenn sie an mir vorbeigehen, mich hier liegen lassen, verletzt und allein?

Die Schritte kommen näher, werden deutlicher. Es sind leise Schritte, wie auf weichen Pfoten. Um Himmels willen – vielleicht ist es ein Bär! Ich kämpfe gegen die Lähmung an, die meinen Körper gefangen hält. Komm schon, beweg dich! Mit aller Willenskraft konzentriere ich mich darauf, wenigstens meine Finger zu bewegen. Langsam, quälend langsam, spüre ich, wie Leben in meine Glieder zurückkehrt. Erst ein Zucken, dann ein Kribbeln, und schließlich gelingt es mir, meinen Arm zu heben.

Gerade als ich den Mund öffnen will, um zu rufen, sehe ich eine Gestalt zwischen den Bäumen auftauchen. Meine Stimme versagt, als ich erkenne, wer da auf mich zukommt.

Ein Kind!

Ein Mädchen, vielleicht zehn Jahre alt, in einem blauen Kleid, das im fahlen Mondlicht geradezu zu leuchten scheint. Sie geht barfuß über den moosbedeckten Waldboden. So, als wäre es das Natürlichste auf der Welt für ein Kind, nachts allein durch den Wald zu streifen.

Ich blinzele ungläublich. Das kann nicht sein. Was macht ein Kind hier, mitten im Nirgendwo, mitten in der Nacht? Bin ich so erschöpft, dass ich schon Halluzinationen habe? Ich reibe mir die Augen, erwarte, dass die Erscheinung verschwindet, wenn ich sie wieder öffne. Doch das Mädchen ist immer noch da, kommt weiter auf mich zu.

Wie ein Blitz schießt plötzlich eine Erinnerung durch meinen Kopf – so lebhaft und klar, als wäre es gestern gewesen. Ich sehe mich selbst als kleinen Jungen, vielleicht acht oder neun Jahre alt. Es ist Sommer, die Luft ist erfüllt vom Summen der Insekten und dem Duft von frisch gemähtem Gras. Ich spiele im Garten unseres Ferienhauses, als ein Mädchen aus der Nachbarschaft herüberkommt.



Ist es wirklich nie zu spät, neu anzufangen?

David hat alles erreicht, wovon andere nur träumen. Doch ein schicksalhafter Ausflug in die Berge konfrontiert ihn mit der Frage, was im Leben wirklich zählt.

Sein Tank ist leer, das Handy hat er im Büro liegen lassen. Dann verirrt er sich auch noch im Wald. So gelangt er zur Hütte der geheimnisvollen Frau Jumma. Im Inneren findet er vier geheimnisvolle Türen, die ihn in verschiedene Welten führen. Jede dieser Welten offenbart ihm neue Einsichten und Wahrheiten, die er lange in sich verschlossen hielt. Und jede von ihnen besitzt das Potenzial, sein Leben von Grund auf zu verändern. Wird David die richtige Wahl treffen?



Ein inspirierendes Buch für alle, die den Mut haben, sich den großen Fragen des Lebens zu stellen – von den Bestsellerautoren Ronald Schweppé und Aljoscha Long.

WG 481 Ratgeber
ISBN 978-3-8338-9587-6



9 783833 895876

€ 15,99 [D]

www.gu.de